Ueber den

Unterschied des Glaubens u. Wissens

und

über die Mittel

denselben

im Gymnasial-Unterricht deutlich zu machen.

Inaugural-Dissertation

der

philosophischen Facultät der Universität Rostock

vorgelegt

von

A. Hoppe, Dr. phil.

Rostock.

Carl Boldt's Buchdruckerei.

1873.

Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, mit der frischen Jugend, sei es in der Volksschule, sei es in den untern Classen des Gymnasiums, die biblischen Geschichten durchzunehmen, mit ihr von dem lieben Vater im Himmel, von dem liebreichen Heiland zu reden, einen Reiz, der wohl in der Art und Weise begründet ist, wie das empfängliche Kinderherz jene Erzählungen aufnimmt. Der Herr selbst erklärt diese Art und Weise für die einzig richtige und hält dieselbe Allen als Muster vor, wenn er sagt: „Wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“ (Luc. 18, 17.) Daß Gott der Herr mit Adam, Abraham, Mose &c. geredet, wie ein Mensch zum andern, daß auf seinen Befehl die Wasser gestanden, die Mauern gestürzt, daß Christus die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein, die Tauben hörend, die Todten lebendig gemacht habe, (Matth. 11, 5) — das Alles dünkt sie ganz natürlich und macht ihnen gar keine Schwierigkeit; die Eltern, der Lehrer, deren Mund ihnen die gern gehörten Geschichten erzählt, die Bibel, welche sie als die Quelle derselben nennen hören und dann selbst kennen lernen — das sind Autoritäten für sie, zu groß und gewichtig, als daß sich in ihnen auch nur ein leiser Zweifel regen sollte, und wie der Säugling auf dem Arm der Mutter freundlich lächelnd die Händchen nach dem Monde ausstreckt, um sich das blanke Spielzeug vom Himmel herabzuholen, so streckt der kindliche Geist des Knaben gleichsam seine Hände aus nach Christo und den Gestalten der Schrift, die er lieben gelernt, und nicht vergeblich: seine Geisteshände fassen und halten sie, weil für ihn Alles das nicht vorhanden ist, was späterhin dem Mann vielleicht die trennende Kluft so groß erscheinen läßt. „Womit

der vollendete Geist wieder endet, daß nämlich Raum und Zeit für ihn keine Schranken mehr sind, damit beginnt der des Kindes. Das Entlegene ist der Einbildung des Kindes ganz nahe und mit dem Gegenwärtigen beisammen; in seiner Geisteswelt ist ihm Alles unmittelbar vorhanden und nahe und wenig geschieden und auseinandergerückt." (Palmer, Katechetik 5. Aufl. pag. 131.) „Dem Kinde liegt das Höchste näher als das Niederste" (Jean Paul: Levana 62. 69. Palmer. a. a. O. pag. 116.), es watet durch den Bach, in welchem ein Elephant versinkt.

Je mehr aber der Knabe zum Jüngling heranwächst, desto mehr pflegt er jenen kindlich unbefangenen Sinn zu verlieren; mit den Kinderschuhen legt er zu meist auch jene kindliche, wir möchten sagen heilige Einfalt des Geistes ab, die das Höchste, Göttliche so leicht sich aneignete und so unbefangen sich ihm hingab. Es erwacht in ihm zumeist in dem Alter, in welchem er in die oberen Gymnasialclassen einzutreten pflegt, jener kritische Sinn, jene Verstandesrichtung, die nichts für wahr annehmen will, als was sie verstandesmäßig begreifen und beweisen kann. Je mehr nun auf den übrigen Gebieten des Unterrichts dieser Entwicklungsstufe des Geistes Rechnung getragen wird, während das beim Religionsunterricht nicht in gleichem Maß, oder wenigstens nicht in gleicher Art und Weise geschehen kann, desto mehr wird er sich eines Unterschiedes zwischen jenen Unterrichtsgebieten bewußt, eines Unterschiedes, den er sich etwa dahin formulirt: „Was mir im Religionsunterricht geboten wird, soll ich glauben, was mir die übrigen Unterrichtsfächer geben, kann ich begreifen, soll ich wissen" wobei ihm „glauben" so viel ist als bloßes „für wahr halten, annehmen, gelten lassen." Es liegt auf der Hand, daß ihm zunächst, wo er das Vorhandensein eines Unterschiedes zwischen Glauben und Wissen zu ahnen beginnt, das „Wissen" höher steht, als das, was er unter „Glauben" versteht. Bleibt er bei dieser falschen Auffassung des Begriffes „Glauben", wird ihm nicht der Unterschied und zugleich das Band zwischen Glauben und Wissen deutlich gemacht, wird wohl gar das „Glauben" in seinem Sinn von ihm gefordert, so läuft er um so mehr Gefahr, dem Wahn sich hinzugeben, als sei Glaube und Wissen-

schaft, Christenthum und Bildung unvereinbar und stehe sich feindlich gegenüber, in je größerer Stärke und Einseitigkeit jene kritische Verstandesrichtung in ihm erwacht ist.

Es muß also dem Schüler der Unterschied zwischen Glauben und Wissen verdeutlicht, desgleichen ihm gezeigt werden, wie beide durch das gleiche Object geeinigt werden, durch die Wahrheit, die nur eine sein kann, so daß also Glauben und Wissen so innig verbunden sind, daß man nicht sagen kann: „Wo das Wissen aufhört fängt der Glaube an,“ — geschweige denn fürchten darf, wahrer Glaube und wahre Wissenschaft könnten sich je feindlich gegenüberstehen, — sondern vielmehr behaupten muß, daß es überhaupt keinen Glauben giebt, welcher nicht einen Wissensinhalt hätte, kein Wissen, welches nicht auf Glauben basirte.

Stellen wir zunächst eine psychologische Betrachtung an.

Alles Wissen des Menschen beruht auf dem Grunde des Selbstbewußtseins, d. i. auf dem Wissen von dem Sein unseres Selbst. In dem Selbstbewußtsein wird die Seele ihrer selbst, ihres Ich, inne im Gegensatz zu dem außer ihr Seienden. In Beziehung nun auf dieses außer ihr Seiende sowie auf sich selbst, sofern sie sich selbst objectivirt, erweist sich die Seele in verschiedenen Richtungen oder Functionen thätig. Es sind dies die Functionen des Erkennens, Fühlens und Wollens.

Sofern die Seele erkennend thätig ist, kommt ihr das Denken und Wissen zu. Denkend verbindet sie Begriffe, wissend setzt sie das Sein in Begriffe um. Sie hat das unabweisbare Streben, denkend und wissend die Gesammtheit des Seins zu erfassen, der Art, daß ihr Erkenntnißinhalt der Wirklichkeit adaequat d. h. wahr ist. Wahrheit ist das Ziel alles Denkens und Wissens, am letzten Ende der Inbegriff und der Quell aller Wahrheit, die absolute Wahrheit — Gott.

Fühlend wird die Seele ihres eigenen Zustandes inne, wie derselbe bedingt ist von den Erscheinungen des Lebens. Das Gefühl bewegt sich demnach zwischen den Gegensätzen des Angenehmen und Unangenehmen, der Lust und der Unlust. Das Organ des Gefühls ist das Gemüth oder das Herz. Das Streben des Herzens ist immerdar gerichtet auf das Ange-

nehme, die Lust, auf den höchsten Grad derselben, die Seligkeit. Aber in der kreatürlichen Welt ist Nichts, welches dem Herzen diese höchste Lust gewähren, es völlig befriedigen könnte (Augustin: Tu nos fecisti ad te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te), es findet seine Ruhe nur — in Gott.

Wollend folgt die Seele dem Antriebe eines Befriedigung verlangenden Gefühls. Findet nun das Gefühl seine höchste Befriedigung in Gott, so muß der Wille, der aus dem Streben des Gefühls nach dieser höchsten Befriedigung resultirt, sich identificiren, eins werden, mit dem Willen Gottes, der im Gewissen sich verkündet. Der Wille aber findet im Handeln, im Thun seine Verwirklichung. Mithin muß unser Wille, wenn dem nach der höchsten Befriedigung d. i. nach Seligkeit dürstenden Herzen Genüge geschehen soll, gerichtet sein auf die Verwirklichung des Willens Gottes, d. i. auf das Gute, auf ein Reich Gottes.

Sonach strebt der endliche Geist des Menschen denkend und wissend, d. i. erkennend nach der absoluten Wahrheit, fühlend nach dem absoluten Glück, der Seligkeit, wollend nach dem absolut Guten. Das Absolute aber hat seine Wirklichkeit in Gott.

Alle drei Functionen der Seele aber finden sich im „Glauben" vereinigt. Der Glaube (der religiöse Glaube) ist nach Hebr. XI. 1. (*Ἔστι δὲ πίστιϱ ἐλπιζομένων ὑπόστασις, πραγμάτων ἔλεγχος οὐ βλεπομένων*) eine zuversichtliche Ueberzeugung von einer jenseits der Gegenwart und Sichtbarkeit liegenden Realität. Als „Ueberzeugung" ist der Glaube ein Wissen (credo aliquid); diese Ueberzeugung aber ruht auf dem Gefühl, dem sich Gott nicht unbezeugt läßt, uud welches der auf die Menschenseele reagirenden Gottheit unmittelbar inne wird (credo alicui); damit ist aber der tiefste Willensact, die Hingabe des Herzens an Gott, verbunden (credo in aliquem). So wirken also im Glauben das Wissen, Fühlen und Wollen zusammen.

Was nun das Verhältniß von Glauben und Wissen anlangt, so ist zunächst Ersterer nicht ein unentwickeltes Wissen („Was der Glaubende in der Form der Vorstellung hat, erhebt

der Wissende in den Begriff"); bei dieser Annahme verwechselt man den religiösen Glauben mit der Meinung; der Glaube ist ein Wissen — sein Object ist nicht „der über den Sternen thronende Unbekannte" — aber ein Wissen, welches auf dem unmittelbaren Gefühl ruht — nicht also ist

Gefühl — Alles,
Name — Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth

— und mit sittlicher Hingabe an sein Object, an die absolute Wahrheit, an Gott, verbunden ist. Glauben heißt nicht blos Gott erkennen, — die Teufel glauben auch und zittern, Jac. 2, 19. — sondern auch, und vor Allem, ihn ergreifen, sich ihm hingeben; wer die möglichst richtige und adaequate Erkenntniß von Gott hat, hat ihn damit noch nicht ergriffen. Somit besteht der Unterschied zwischen Glauben und Wissen einmal darin, daß bei Ersterem zum Wissen die Functionen des Fühlens und Wollens hinzukommen, sodann darin, daß die Wahrheit als Glaubensinhalt sich auf dem Wege innerer Erfahrung unmittelbar dem Gefühl, dem Herzen, darbietet, als Wissensinhalt dem denkenden Geist sich offenbart. Beide werden geeinigt durch das gleiche Object — die Wahrheit.

Das „Glauben" wird nun, wie oben gesagt, von dem Schüler, sobald er das Vorhandensein eines Unterschiedes zwischen Glauben und Wissen zu ahnen beginnt, leicht falsch dahin aufgefaßt, als sei es gleichbedeutend mit dem Fürwahrhalten, Annehmen, Geltenlassen von Thatsachen oder Lehren, weil etwa der Schein dafür spricht, weil sie denkmöglich sind, nicht weil sie denknothwendig wären. So „glaubt" etwa das Kind, den Regenbogen fassen zu können, wenn es nur schnell da wäre, wo er auf der Erde steht; so „glaubt" der Einfältige, der Komet am Himmel drohe schrecklichen Krieg oder Pestilenz und theure Zeit, während sein Nachbar, der Winzer, Keller und Faß für ein gutes Weinjahr bereit hält — beiden scheint es so, denn es hat sich früher also begeben, und — post hoc, ergo propter hoc — sie halten es für wahr, „glauben" es.

Der Glaube nun, um den es sich für uns handelt, ist

freilich auch ein Fürwahrhalten, Annehmen, Geltenlassen, aber er geht darin nicht auf, er ruht nicht auf dem Schein. Eben diesen Glaubensbegriff bekämpft Jacobus auf das Entschiedenste, und wenn Paulus von dem Glauben sagt, er, und zwar er allein, rechtfertige vor Gott, so ist es dem Schüler sofort klar, daß Paulus nicht ein bloßes Fürwahrhalten, Annehmen, Geltenlassen meinen kann, hat doch ein solches Fürwahrhalten auf mein Leben und Wesen, auf mein Verhältniß zu Gott, nicht den mindesten Einfluß. Ich kann fest „glauben", d. h. annehmen, für wahr halten, daß Alexander der Große einen Zug nach Indien unternommen hat, etwa weil mir die historischen Zeugnisse genügend und annehmbar erscheinen — und dabei der größte Schurke von der Welt sein! So hat auch ein „Glaube", der ein bloßes Wissen von Christo wäre — wie es auch die Teufel haben können, Jac. 2, 19 — ein Fürwahrhalten, „eine bloße Erkenntniß der Historien von Christo" (Formul Conurd. ed. Müller pag. 528) keinen Werth und keinen Halt in sich selbst, er steht und fällt mit der jeweiligen Meinung, die man von dem Werth und der Authentie der historischen Zeugnisse hegt.

Solchem „Glauben", solchem Fürwahrhalten, Annehmen, Geltenlassen, welches auf dem bloßen Schein und willkürlicher Deutung von Thatsachen beruht und die größten Irrthümer involviren kann, steht nun allerdings die Wissenschaft feindlich gegenüber, zerstört und vernichtet ihn. Man hat geglaubt, die Sonne kreise um die Erde, denn es scheint in der That so, ja, auch der Buchstabe der Schrift redet so: die Wissenschaft hat diesen Schein als Schein erwiesen und damit jenen „Glauben" vernichtet; hat sie nun damit auch den christlichen Glauben, die christliche Wahrheit vernichtet? oder nicht vielmehr eine falsche Auffassung des Buchstabens der Schrift? Wie sehr irren Jene, die, sich starr an den Buchstaben klammernd und eben darum „rechter Gläubigkeit" sich rühmend, den Geist unter den Händen verlieren, die menschliche Seite der Schrift verkennen, es ignoriren, daß in ihr Göttliches und Menschliches zu unterscheiden ist, und damit nur Schaden anrichten und den Spöttern eine wohlfeile Waffe in die Hand

geben! Diejenigen sind nicht muthige und getreue Bekenner der Wahrheit zu nennen, welche jenen Schein — als kreise die Sonne um die Erde — etwa mit Berufung auf den „Stillstand der Sonne" (Josua X., 12 ff.) aufrecht erhalten wollen, die nicht wissen wollen, was als Wahrheit erwiesen ist und was wahr sein muß, wenn es irgend Wahrheit für den Menschen giebt, sondern eigenwillige Vergewaltiger der Schrift, welche dieselbe lehren lassen, was sie nicht lehrt und nicht lehren will, sie zu etwas machen, was sie nicht ist und nicht sein will, zu einem Lehrbuch der Astronomie uud Geologie? Thun nicht die Spötter auch also? Lassen nicht auch sie die Schrift sagen, was sie nicht sagt, um dann hinterher den wohlfeilen Triumph zu feiern, die aufoctroyirte Absurdität als absurd nachzuweisen? So hat man es auch ruhig hinzunehmen, wenn die Wissenschaft auf Grund geologischer Untersuchungen definitiv nachweist, daß die Erde nicht in einem Zeitraum von 6 vierundzwanzigstündigen Tagen könne entstanden sein, so daß jene „Tage" als „Zeiträume" zu fassen seien (eine Auffassung, gegen welche sich, unsers Bedünkens, der Buchstabe der Schrift — zumal im Urtext — nicht im mindesten zu sträuben scheint). Ist denn damit der Glaube an die Schöpfung als irrig nachgewiesen? Wer wollte nicht wünschen, daß die Wissenschaft im Dienste des Gottes der Wahrheit je mehr und mehr alle Irrthümer ausrotten möge? Fürchte man doch ja nicht, daß damit den Thatsachen des christlichen Glaubens zu nahe getreten werden könnte! Was wäre es um den christlichen Glauben, wenn ihn die Ausgrabungen der Geologen, die Analysen des Chemikers erschüttern könnten, und er deßhalb um seiner Selbsterhaltung willen das wissenschaftliche Forschen perhorresciren müßte! Auch jene Forscher arbeiten im Dienste des Gottes der Wahrheit, dessen Geist in alle Wahrheit leitet, auch in die Wahrheit, welche das Ziel wissenschaftlichen Forschens ist, und sie können sich dieser Arbeit nicht entziehen, denn es ist ein Wort Gottes: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan". „Für uns ist es mehr als ein Zufall, daß das Heidenthum bei einem unbekannten Gott anlangte und daß es ihm als ein Frevel erschien, den

Schleier, der das Naturleben deckt, gewaltsam zu heben, während nach der christlichen Anschauung Gott gewußt wird, als sich offenbarend, und erst in der christlichen Zeit der Mensch es gewagt, der Natur ihre Geheimnisse, nicht nur, wo sie dieselben zeigen wollte, abzulauschen, sondern im wissenschaftlichen Versuche gewaltsam zu entreißen." Wer da glaubt, daß die Schrift Wahrheit ist, der erschrickt nicht wenn auf dem Gebiete der Wissenschaft eine neue Entdeckung gemacht ist. Ist diese Entdeckung eine vermeintliche, — so fällt sie über kurz oder lang dahin; ist sie Thatsache, so muß sie mit der Offenbarung in Einklang stehen, wenn auch vielleicht nicht mit der herkömmlichen Auffassung derselben, denn Thatsachen können gegen Thatsachen nicht streiten, sondern nur gegen irrige Deutungen derselben. Scheint dieser Einklang zur Zeit noch nicht vorhanden zu sein, — wie denn offen zuzugestehen ist, daß noch manche Fragen der Lösung harren, die man nicht mit einem Machtwort, wie einen gordischen Knoten, zerhauen kann — so darf man sich der gewissen Hoffnung hingeben, daß derselbe sich mit der Zeit offenbaren wird. Zeigen das doch die Thatsachen! Die Schrift läßt das Licht vor den Trägern desselben, vor Sonne, Mond und Sternen erschaffen werden — einst ein Stein des Anstoßes, auf welchen hinzuweisen als genügend erschien, um die Schrift zu discreditiren; jetzt wird unsers Wissens die Thatsächlichkeit dieses Verhältnisses von keinem Naturforscher mehr in Abrede gestellt.

Der Glaube also, dem das Wissen nicht feindlich gegenübersteht, ist nicht ein bloßes auf dem Schein sich gründendes Annehmen, Geltenlassen, Fürwahrhalten, er ist mehr als das, er involvirt das freudige Vertrauen, die willige Hingabe an das, oder an den, dem man glaubt. Wir glauben einem Arzt, glauben an ihn, d. h. wir lassen es nicht bloß gelten, daß er Andere geheilt hat, sondern wir haben das Vertrauen zu seinem Wissen und zu seiner Geschicklichkeit, daß er auch uns heilen wird und eben deßhalb geben wir uns ihm willig hin, leisten seinen Anordnungen und Vorschriften willig Folge. So ist der Glaube an Gott nicht bloß das Fürwahrhalten und Annehmen, daß ein Gott sei, er ist das freudige Ver-

trauen zu Gott, die willige Hingabe, die innige Ergebung an Gott und seinen Willen, das beseligende Erfülltsein des Herzens von Gott. Solcher Glaube ist kein bloßer Verstandesact, er ist eine sittliche That, denn er hat zur Voraussetzung das Mißtrauen gegen die eigene Vortrefflichkeit, gegen die eigene Kraft, die Darangabe aller Selbstsucht, alles Eigenwillens, die Entäußerung von allem ungöttlichen Wesen. Das ist der Glaube, welchen Paulus den rechtfertigenden nennt, das ist der Glaube, der einem Abraham zur Gerechtigkeit gerechnet wird. Das ist ein Glaube, der nicht auf dem Schein, nicht auf unbegründeten Ansichten und Meinungen, nicht auf bloßer Autorität beruht, sondern seine Gewißheit in sich selbst hat; der Mensch ist seiner so innerlich gewiß, wie er seiner selbst gewiß ist. Das Herz ist es, der Kern der Persönlichkeit, in welchem dieser Glaube ruht. Was ich aber unmittelbar im Herzen innerlich erfahre, das stößt mir kein Beweis um, wie es selbst eben deßhalb auch weder von logischen Beweisen abhängig ist, noch durch logische Beweise allein Andern mitgetheilt werden kann. Der Glaube ist nicht von logischen Beweisen abhängig. So wenig mir ein Blinder das Licht der Sonne, die er nicht sieht, wegdisputiren kann, so wenig kann mir der Atheist mit all seinen Beweisen und Schlüssen den Glauben an Gottes Dasein, an Gottes Liebe, die eine Erfahrungsthatsache meines Herzens ist, rauben. Der Glaube läßt sich Andern nicht mittheilen durch logische Beweise allein, wenn ihnen auch der Inhalt des Glaubensbewußtseins logisch entwickelt werden kann und soll. Der Mathematiker zwingt uns durch logische Beweisführung zur Anerkennung seiner Sätze, wir können Niemanden auf diesem Wege zum Glauben zwingen, weil er eben den Willen mit in Anspruch nimmt. Wenn wir auch alle Mißverständnisse und Zweifel beseitigt haben, schließlich ist es doch der Wille, der über die Annahme und Nichtannahme entscheidet. Wer hätte ein Interesse daran, die Wahrheit der mathematischen Sätze zu leugnen? Aber die Existenz Gottes, die Existenz eines heiligen, die Sünde richtenden und strafenden Gottes zu leugnen, daran kann man gar wohl ein Interesse haben. „Der Verstand ist käuflich, er dient mit allerlei Gründen den Wünschen

des Herzens." Das gilt nicht blos gegen den Leugner Gottes — es ist übrigens „Atheismus ein leeres Wort, ein Unverstand; es giebt für den Menschen keinen absoluten Atheismus, sondern nur einen solchen, der spricht: „Es ist kein Gott!" — auch bei den Beweisen die man für das Dasein Gottes aufgestellt hat, hat eben das angestammte Gotteswissen, der schon vorhandene Gottesglaube immer mitgesprochen, ihnen den Schein der Beweiskraft gegeben und ihr Ergebniß bestimmt.

So dürfte es sich dem Schüler einleuchtend und begreiflich machen lassen, weßhalb er an das im Religionsunterricht seinen „Glauben" in Anspruch Nehmende nicht denselben Maßstab legen darf, wie an das in den übrigen Unterrichtsfächern unmittelbar seinem Erkennen und Wissen Dargebotene (vgl. oben pag. 4 f.) und er dürfte ein Verständniß dafür gewinnen, wie er zur Glaubensgewißheit nicht durch logisches Raisonnement, sondern nur durch die willige Hingabe an den sich in seinem Leben, in seinem Herzen nicht unbezeugt lassenden Gott gelangt, und wie den Weg zu einem vollgültigen Beweis für den Glaubensinhalt das Wort des Herrn ihm zeigt: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat; so jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." (Joh. 7, 16. 17.) Kommt nun die logische Entwicklung des Glaubensinhaltes in rechter Weise dazu, so wird der Schüler unschwer einsehen, daß auch auf dem Gebiet des Glaubens sein Drang nach Denken, Erkennen und Wissen wahrlich nicht zu kurz kommt, sondern daß demselben ein Object geboten wird, welches die tiefsten Denker der Menschheit vollauf beschäftigt hat.

Andererseits ist ihm zu zeigen, wie er auch auf dem Gebiet des Wissens um das „Glauben" nicht herumkommt. Hat doch alles Wissen, wie in seinem Anfang, so in seinem Fortgang das Glauben zur Voraussetzung. Das Wissen ist die Einsicht in den innern Zusammenhang, das Erkennen der inneren Nothwendigkeit dessen, was ist, durch die Vermittlung des Denkens, des gedankenmäßigen Forschens. Alles Forschen aber setzt den Glauben an das Vorhandensein des Zieles, alles

Forschen nach Wahrheit den Glauben an die Wahrheit voraus. Mit dem Aufgeben dieses Glaubens hört auch das Erkennen und Wissen von selbst auf, und man gelangt zu jenem: „Wir wissen nichts, nicht einmal das, daß wir nichts wissen." Und fragt man: „Warum nicht?" so wird die Antwort lauten müssen: „Weil wir nichts geglaubt haben!" Das Wort des Augustinus und des Anselmus v. Canterbury: „Credo, ut intelligam", behält Recht. Der Glaube an das Vorhandensein der Wahrheit für den Forscher, der Glaube, daß sich doch etwas müsse finden lassen, das sich des Forschens verlohne, die Ueberzeugung, daß die Wahrheit sich offenbaren müsse, sich dem redlichen Forscher nicht auf ewig verhüllen könne, ist die Bedingung zu ihrer Erkenntniß, und führt zu ihr, wenn der Weg auch noch so lang ist. Schön deutet diese Natur der Wahrheit der Grieche an, wenn er sie „das sich nicht Verbergende" (*ἀλήϑεια*) nennt.

Weil nun aber dies die Natur der Wahrheit ist, weil sie dem redlich Suchenden entgegen kommt, und als Gabe sich ihm darbietet, weil sie gefunden, nicht gemacht wird — darum muß jede ächte Wissenschaft zur Demuth führen. Warum doch brachte Pythagoras den Göttern die Hekatombe dar, als er sein „*Εὕρηκα*!" hatte sprechen dürfen? Eben weil er fühlte und wußte, daß nicht er jenen berühmten Lehrsatz gemacht, sondern ihn gefunden habe. Nur das Nichtwissen, das hohle Halbwissen führt zu Dünkel und Hochmuth und leichtfertigem Absprechen. Die ächte Wissenschaft bedroht ihrer Natur nach den Glauben nicht („Philosophia obiter libata a deo abducit, plene hausta ad deum reducit." Baco v. Verulam); was ihn bedroht — freilich vergeblich, da, wie oben gezeigt, auch der Glaube seiner Natur nach das Wissen nicht zu fürchten braucht (vgl. oben pag. 9 ff.) — das ist jene falsche, hochmüthige „Wissenschaft", die ihre Unächtheit schon durch ihren Hochmuth documentirt, und durch ihr hohles Phrasengeklingel nur schlecht verbirgt; die heute mit dem souverainen „die Wissenschaft hat unwiderleglich dargethan" irgend eine leichtfertige Combination, eine neue, ungeheuerliche, in der Luft schwebende Hypothese als „für alle Einsichtigen und Unbefangenen

zweifellos" hinstellt, „und dafür mit ärgerem Dünkel einen Köhlerglauben fordert, als je ein Papst solchen zur Seligkeit nothwendig erklärt hat", um sie morgen kraft derselben Formel ad acta zu legen. Die Schrift setzt die Abstammung der Menschheit von einem Menschenpaare voraus; wie vielfach ist das, der Racenverschiedenheit wegen, für unmöglich erklärt worden! Die „Wissenschaft" hatte das — freilich ohne Zustimmung von Männern wie Buffon, Cuvier, Prichard, von Haller, Linné, Blumenbach, Alexander v. Humboldt u. A. — „unwiderleglich dargethan". Jetzt ist dieser Einwurf ad acta gelegt. Jetzt muß aus einem „Urschleim" oder „Urschlamm", der nun einmal da war, weil er da war, — einen Schöpfer darf man um Alles nicht annehmen — Alles entstanden sein und sich entwickelt haben, jetzt ist der Sprung vom Unorganischen zum Organischen nur ein Katzensprung, jetzt „hat die Wissenschaft für jeden vorurtheilsfreien Menschen unwiderleglich dargethan", daß seine Ahnen — Affen waren. Es war einmal ein Affe — es ist aber schon lange, lange her — dem gefiel's unter seines Gleichen nicht mehr, er strebte höher hinaus — da wurde er ein Mensch. Die Affen müssen sich jetzt ganz gut gefallen, jetzt werden nur noch umgekehrt Menschen zu Affen!

Wer von dem Wissen und dem Erkennen für seinen „Glauben" Gefahr fürchtet, muß wahrlich Letzterem wenig Kraft zutrauen. Den Herrn hat er nicht auf seiner Seite, denn der bezeugt: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." (Joh. 17, 3.) Paulum hat er nicht auf seiner Seite, der den Colossern wünscht, „Wachset in der Erkenntniß Gottes." (Cap. 1. 11.) Nun ist's gewiß wahr, daß die göttliche Offenbarung

— nirgends würdiger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament,

aber auch in der Natur offenbart sich Gott dem, der ihn sucht, wie Paulus bezeugt: „daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und

Gottheit, wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt." (Röm. 1, 19. 20.) Und sind es denn etwa glaubengefährdende „Resultate der Wissenschaft" wenn der Astronom uns zuruft: „Ich habe den ganzen Himmel durchforscht und nirgends einen Gott gefunden!" wenn der Anatom uns sagt: „Ich habe den ganzen menschlichen Leib auf's sorgfältigste zerlegt, ich habe nie eine Seele, nie einen Geist entdeckt!" wenn der Chemiker spricht: „Alle meine chemischen Zersetzungen und Analysen haben mir nie ein Uebersinnliches aufgezeigt!"? Ihnen mag man mit Mephisto antworten:

„Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Was Jemand nicht sah, nicht entdeckte, nicht fand, weil er, um zu finden, Mittel und Wege einschlug, die ihrer Natur nach nicht zum Ziele führen konnten, weil er Unsichtbares wie Sichtbares, Uebersinnliches wie Sinnliches behandelte — das soll eben deßhalb auch nicht existiren? Dann darf ich mit eben so großem Recht — oder vielmehr Unrecht — sagen: „Ich habe jenen Apfel von allen Seiten besehen und betastet — und habe keinen Geschmack an ihm entdecken können. Bezeugen jene „Resultate" die „Wissenschaft", oder nicht vielmehr die Unwissenheit der „gelehrten Herren?" Ein Kepler schließt sein Werk von der Harmonie der Welten mit den Worten: „Ich danke dir, mein Schöpfer und Herr, daß du mir diese Freuden an deiner Schöpfung, dies Entzücken über die Werke deiner Hände geschenkt hast. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen kundgethan, so weit mein endlicher Geist deine Unendlichkeit zu fassen vermochte. Wo ich etwas gesagt, das deiner unwürdig ist, oder nachgetrachtet haben sollte der eigenen Ehre, das vergieb mir gnädiglich." Und von Newton erzählt man, daß er, wie Klopstock, den Namen Gottes nicht nannte, ohne sein Haupt zu entblößen. Kopernicus endlich, von dessen System man behauptet

hat, es stehe dem Christenthum feindlich gegenüber, hat sich selbst die Grabschrift verfaßt:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

So stehen sich also Glauben und Wissen nicht feindlich gegenüber; weder braucht der Glaube seiner Natur nach, vor dem Wissen sich zu fürchten, noch kann das Wissen, seiner Natur nach, den Glauben bedrohen. Beide gehen vielmehr Hand in Hand, geeinigt durch das gleiche Object, die Wahrheit, die sich dem Denken in der Form des Wissens, dem Herzen in der Form des Glaubens kundgiebt, gleichwie der eine Sonnenstrahl dem Auge als Licht, dem Gefühl als Wärme erscheint. Und so werden beide immerdar Hand in Hand gehen. „Das Wissen würde weder sich noch den Glauben verstehen, wenn es sich an die Stelle des Glaubens setzen wollte.“ An die Stelle des Irrthums setzt es sich, nicht an die Stelle des seiner selbst gewissen Glaubens. Wenn es dem Wissen gelingt, den Inhalt des Glaubens zu erkennen, so hört damit der Glaube nicht auf; das jetzt „stückweise“ Erkennen wird ein vollkommenes werden, aber dennoch heißt es vom Glauben, daß er mit der Liebe und der Hoffnung bleibe. (1. Cor. XIII., 13.) Hier auf Erden wird der endliche Geist des Menschen die Tiefen der Gottheit nie erschöpfen, so wenig wie jenes Knäblein das Meer in eine kleine Grube am Strande schöpfen konnte. Und was wir in der That erkannt, verkümmert dem Glauben seine Geltung nicht, so wenig wir die Empfänglichkeit für die Musik und den Genuß, den sie gewährt, verlieren, wenn wir etwa die Theorie vom Generalbaß kennen lernen. Wir glauben, um zu erkennen; je mehr wir glauben, desto mehr werden wir die Wahrheit erkennen, die uns frei macht, je mehr wir erkennen, desto theurer wird uns unser Glaube sein.

Obige Ausführungen, mit ihren practischen Beispielen den Schülern bei passender Gelegenheit in rechter Weise vermittelt, d. h. nicht etwa in Form eines fortlaufenden Vor-

trags, sondern vielmehr eines lebendigen Wechselverkehrs zwischen Lehrer und Schülern, dürfte der Forderung, Letzteren den Unterschied zwischen Glauben und Wissen deutlich zu machen, genügen. Jene passende Gelegenheit aber bietet sofort der Religionsunterricht in der Secunda, wenn wir anders mit Recht als den Hauptinhalt desselben die Lectüre alttestamentlicher Abschnitte, hauptsächlich in apologetischem Interesse, sowie die Beschäftigung mit dem Leben Jesu annehmen dürfen. Diese Annahme aber näher zu begründen, ist hier nicht am Orte.